



Danielle
Hawkins

Frühstück
mit
Katze & Co.

Roman

List

Frühstück mit Katze & Co.

Das Buch

Die Tierärztin Helen McNeal lebt im neuseeländischen Städtchen Broadview, wo jeder jeden kennt und nur selten etwas passiert. Das ändert sich, als Helen auf einer Party über die Beine eines gutaussehenden jungen Mannes stolpert. Was Helen nicht weiß: Bei ihrem Gegenüber handelt es sich um den Rugbyspieler Mark Tipene. Sein durchtrainierter Oberkörper hängt als Poster in jeder Kantine. Helen würde am liebsten im Erdboden versinken. Mark scheint ihre Unkenntnis dagegen wenig auszumachen. Im Gegenteil: Er ist ganz hingerissen von ihr und stört sich nicht daran, dass Helen ständig von Tierbesitzern belagert wird, die ihr sogar im Restaurant die Laborproben ihrer Lieblinge überreichen wollen. Aber ob ein begehrtes Sportidol und eine chaotische Tierärztin wirklich zusammenpassen, wissen nur die Sterne.

Die Autorin

Danielle Hawkins arbeitet als Tierärztin und lebt gemeinsam mit ihrem Mann und ihren beiden Kindern auf einer Schaf-farm in Neuseeland.

Mit ihrem ersten Roman, *Dinner mit Rose*, hat sie sich in die Herzen der deutschen Leserinnen geschrieben.

Von Danielle Hawkins sind in unserem Hause
bereits erschienen:

Dinner mit Rose
Frühstück mit Katze & Co.

Danielle Hawkins

Frühstück mit Katze & Co.

Roman

Aus dem Englischen von Nina Bader

List Taschenbuch

Besuchen Sie uns im Internet:
www.list-taschenbuch.de



Ungekürzte Ausgabe im List Taschenbuch
List ist ein Verlag der Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin.
1. Auflage November 2015

© für die deutsche Ausgabe Ullstein Buchverlage GmbH,
Berlin 2014/Marion von Schröder
© 2013 by Danielle Hawkins

Titel der australischen Originalausgabe: *Chocolate Cake for Breakfast*
(Arena Books, an imprint of Allen & Unwin, Sydney, Melbourne,
Auckland, London, 2013)

Umschlaggestaltung: bürosüd ° GmbH, München,
unter Verwendung einer Vorlage von ZERO Werbeagentur, München,
nach einer Vorlage von © Allen & Unwin

Titelabbildung: © getty images / Lori Andrews (Frau mit Eimer);

© getty images / Ines Perkovic (Beine und Strumpfhose);

© iStock / VLIET (Kuh); iStock / GlobalP (Katze);

© iStock / dimonspace (Schmetterling, Blumen, Grashalme)

Satz: LVD GmbH, Berlin

Gesetzt aus der Minion

Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-548-61293-5

Für Mom, weil sie einfach wunderbar ist.

Als Samstagabend das Telefon klingelte, lag ich in der Dusche auf den Knien und schrubbte verbissen an einem Schimmelstalaktiten herum, den ich gerade unter dem Seifenbehälter entdeckt hatte. Am liebsten hätte ich das Klingeln ignoriert – nachdem ich die Dusche einmal in Angriff genommen hatte, wollte ich mein Werk auch beenden –, aber ich hatte Bereitschaftsdienst, also stand ich auf und griff um den Duschvorhang herum nach dem Telefon.

»Hallo?«

»Was machst du gerade?«, fragte mein Cousin Sam.

»Ich putze die Dusche.«

»Kommst du zu Alistair Johnsons Party?«

»Nein, ich habe Bereitschaftsdienst.«

»Na und? Sie findet in der Feuerwache statt. Von da ist es doch nicht so weit zur Klinik.«

»Ich habe keine Lust«, wehrte ich schwach ab.

»Stell dich nicht so an«, erwiderte Sam. »Komm schon, gib dir einen Ruck. Es würde dir guttun, mal rauszukommen.«

Das ärgerte mich, hauptsächlich deshalb, weil mir schwante, dass er recht hatte.

Die Straße vor der Feuerwache von Broadview war mit Autos verstopft, als ich dort ankam, und eine Horde von Jugendlichen drängte sich vor dem Eingang.

Sam schaute sich drinnen auf dem Großbildschirm das Rugbyspiel an. »Mein Gott«, schimpfte er gerade, »gib das verdammte Ding doch einfach ab ... Scheiße, er hat's vermasselt. Dämlicher Idiot!«

»Hi, Sammy«, sagte ich. Sam ist mein Lieblingscousin; er verkauft bei Alcot's Farm Machinery Traktoren und automatisch abladbare Anhänger und anderes landwirtschaftliches Gerät. Er hat ein freundliches, rundes Gesicht, zu allen Seiten abstehende braune Haare und versprüht einen frischen, jugenhaften Charme. Sicher könnte er sogar Eskimos Eis verkaufen. »Ist Alison hier?«

»Bis vor einer halben Stunde war sie da«, entgegnete Sam. »Aber dann habe ich gesehen, wie sich Hamish Thompson an sie herangemacht hat, deshalb kann es sein, dass sie sich verdrückt hat.«

»Warum hast du sie nicht gerettet?« Aber er hatte seine Aufmerksamkeit schon wieder dem Spiel zugewandt, also machte ich mich selbst auf die Suche.

Ich war gerade drei Schritte weit gekommen, als ich direkt vor mir Briar Coles erspähte. Briar war im letzten Highschooljahr und wollte unbedingt Tierarzthelferin werden. Sie hatte drei Monate lang jeden Mittwoch bei uns in der Klinik ausgeholfen, bis mein Chef es nicht länger ausgehalten und die Schule gebeten hatte, sie nicht mehr zu uns zu schicken. Sie war sehr lieb, hatte einen sehr begrenzten Horizont, und sie folgte einem auf Schritt und Tritt, erzählte von ihren Ponys, ihrem Hund und ihrem Dad und stand einem im Weg, bis man versucht war, dem armen Mädchen irgendetwas an den Kopf zu werfen.

Ihr Gesicht hellte sich bei meinem Anblick auf, und ich handelte angesichts dieses Notfalls prompt, wenn auch feige: Ich lächelte, winkte und verschwand eiligst durch eine Seitentür.

Als ich um das Gebäude herumhuschte und mich in ein schattiges Eckchen zurückzog (Briar gehörte zum hartnäckigen Typ Mädchen), stolperte ich über ein quer über den Weg gestrecktes Bein. Ich taumelte vornüber, aber eine große Hand packte mich fest am Pullover und zog mich wieder hoch.

»Danke«, keuchte ich atemlos.

»Helen?«, rief Briar, und ich wich in den Schatten neben dem Besitzer des Beins zurück.

»Gehst du jemandem aus dem Weg?«, erkundigte er sich.

»Psssst«, zischte ich, worauf er gehorsam verstummte. Einen kurzen Moment herrschte Stille, die zum Glück von sich entfernenden Schritten unterbrochen wurde, und ich seufzte erleichtert.

»Du bist nicht unbedingt gesellig, oder?«

»Das sagt der Richtige«, gab ich zurück.

»Stimmt«, räumte er ein.

»Vor wem versteckst *du* dich denn?«

»Vor allen«, erwiderte er verdrossen.

»Aha. Dann lass ich dich wohl besser in Ruhe.«

»Warte lieber noch einen Moment«, riet er. »Sie könnte noch in der Nähe sein und auf der Lauer liegen.«

Dieses Argument war nicht von der Hand zu weisen, also lehnte ich mich neben ihm an die Ziegelmauer. »Du musst nicht unbedingt mit mir reden«, sagte ich.

»Danke.«

Wieder trat Stille ein, aber es war eher ein freundschaftliches als unbehagliches Schweigen. Nichts erzeugt ein größeres Kameradschaftsgefühl als gemeinsames Herumlungern im Schatten. Ich musterte den Unbekannten verstohlen von der Seite und stellte fest, dass er doppelt so groß war wie jeder normale Mensch. Er war mindestens zwei Köpfe größer als ich und gebaut wie ein Panzer. Aber er hatte eine angenehme

Stimme, also würde er sich mit etwas Glück als ein gutmütiger Riese entpuppen, nicht als einer, der dich in Fetzen reißt, sobald er auch nur einen Blick auf dich geworfen hat.

»Also ...«, sagte der Riese endlich. »Warum versteckst du dich vor diesem Mädchen?«

»Sie ist der langweiligste Mensch auf dem Planeten«, erklärte ich.

»Das ist eine kühne Behauptung. Es gibt viele Anwärter auf diesen Titel.«

»Vielleicht übertreibe ich ein bisschen. Aber sie schafft es eindeutig unter die ersten fünfzig. Warum bist *du* denn zu dieser Party gekommen, wenn du dich doch nur in dunklen Ecken herumdrückst?«

»Ich wurde hierher verschleppt«, gab er zurück. »Obwohl ich mich mit Händen und Füßen gewehrt habe.« Er drehte den Kopf zu mir, um mich anzusehen, und lächelte.

»Aha«, bemerkte ich keck. »Dabei hast du dir wohl auch das Veilchen geholt.« Es war sogar im Halbdunkel ein Prachtstück – geschwollen und violett angelaufen. Außerdem hielt eine Reihe von Pflastern eine Platzwunde an seiner rechten Augenbraue zusammen, und mir kam plötzlich der Gedanke, dass es vielleicht nicht allzu klug war, sich in dunklen Ecken mit großen, ungeselligen Fremden zu unterhalten.

»Nö«, erwiderte er. »Ich bin mit einem harten tonganischen Knie in Berührung gekommen.«

»Das war unvorsichtig.«

»Ja, nicht wahr?«

Ich stieß mich mit einem kräftigen Schwung von der Wand ab und richtete mich auf. »Dann lass ich dich jetzt allein. Nett, dich kennengelernt zu haben.«

»Ganz meinerseits.« Er streckte mir die Hand hin. »Ich bin Mark.«

Ich ergriff sie, und wir schüttelten uns feierlich die Hand.
»Helen.«

»Was machst du denn, wenn du nicht gerade vor dem langweiligsten Mädchen auf dem Planeten flüchtest?«, fragte er.

»Ich bin Tierärztin«, erwiderte ich. »Und du?«

»Ich spiele Rugby.«

»Oh.« Das war ein legitimer Grund dafür, ein tonganisches Knie ins Gesicht zu bekommen – ich hatte angenommen, es wäre die Art von Verletzung, die man bei einer Schlägerei im Pub davonträgt. »Professionell, meinst du?«

»Yeah.«

»Wo denn?«

»Auckland«, sagte er.

»Für die Blues?«

»Ja.«

»Das ist wirklich eine große Sache«, sagte ich bewundernd.
»Schön für dich.«

Er lächelte. »Danke.«



Ich ging um das Gebäude herum und an der Horde von Jugendlichen vorbei durch die Vordertür wieder hinein. Sam hatte der Rugbyübertragung den Rücken zugekehrt und unterhielt sich stattdessen mit meiner Freundin Alison. »Hi, Leute«, sagte ich.

»Wohin bist du denn verschwunden?«, wollte Sam wissen.

»Briar Coles hat mich gesehen, also habe ich mich für eine Weile in Sicherheit gebracht«, erklärte ich. »Sammy, kennst du jemanden namens Mark, der über zwei Meter groß ist und für Auckland Rugby spielt?«

»Meinst du ihn?«

Ich folgte seinem Blick quer durch den Raum zu der Stelle, wo ein großer, dunkler, kräftiger Mann mit ziemlich lädiertem Gesicht neben einem Mädchen im Teenageralter stand, während ein anderes mit ihrem Handy ein Foto von den beiden machte. »Das ist er«, bestätigte ich.

»Helen, du stehst heute wirklich auf der Leitung«, erwiderte Sam. »Das ist Mark Tipene.«

Ich sah genauer hin und lief vor Scham hochrot an. »Ich habe ihn gerade gefragt, womit er seinen Lebensunterhalt verdient.«

»Was hat er geantwortet?«, fragte Alison.

»Er sagte, er würde für Auckland Rugby spielen.«

»Tja«, sagte Sam trocken, »das tut er in der Tat.« Wenn er nicht gerade für unsere Nationalmannschaft, die All Blacks spielte, wo er, wie sogar ich wusste, seit Jahren als der weltbeste Zweite-Reihe-Stürmer galt.

»Wie um alles in der Welt kommt denn Mark Tipene hierher?«, fragte ich. Man rechnete einfach nicht damit, All-Blacks-Spieler zufällig hinter der Feuerwache einer Kleinstadt in Waikato anzutreffen.

»Anscheinend ist er Hamish Thompsons Cousin«, entgegnete Alison. »Er kann einem nur leidtun.« Hamish war ein stämmiger junger Milchfarmer, dessen Avancen sie immer wieder abwehren musste, seit er in diesen District gezogen war, und ihre Geduld neigte sich dem Ende zu.

Auf der anderen Seite des Raums verabschiedete sich Mark von den Teenagern und wurde sofort von meinem Onkel Simon in Beschlag genommen. Er war der Bürgermeister von Broadview und nahm sein Amt sehr ernst. Der arme Kerl hätte in seinem schattigen Versteck bleiben sollen.

»Da bist du ja, Helen«, sagte eine Stimme hinter meiner linken Schulter.

»Hi, Briar«, erwiderte ich matt und drehte mich um. »Wie geht es dir?«

»Bestens. Weißt du was?«

»Was?«, fragte ich ergeben.

»Dad lässt Millie gerade von einem Araberhengst drüben in Hawke's Bay decken!«

»Wow.«

»Und er sagt, ich kann das Fohlen ganz allein ausbilden.«

Ich erfuhr alles über die Pferdetrainingsmethoden von Briars Vater und dazu einiges über Briars neuen Westernsattel, bis das Handy in meiner Jeanstasche summt. »Sorry, Briar, aber das wird ein Notfall sein ... Hallo?«

»Helen? Fenella Martins Katze braucht einen Kaiserschnitt«, sagte die Nachttelefonistin, die nie Zeit mit Smalltalk verschwendete.

Es schien nicht meine Nacht zu sein. Fenella Martin züchtete Siamkatzen und war die Pest auf zwei Beinen. »Okay. Ich treffe sie in fünf Minuten in der Klinik.« Ich schaltete das Telefon aus. »Sorry, Briar, ich muss weg.«

Als ich in der Menge nach Sam oder Alison Ausschau hielt, um ihnen zu sagen, dass ich gehen musste, sah ich, dass Mark Tipene noch immer in ein angeregtes Gespräch mit Onkel Simon verstrickt war. Offenbar war dies auch nicht seine Nacht.



Fenella, eine ausgesprochen unangenehme Frau um die fünfzig mit langem, zotteligem rotem Haar und langen, zotteligen schwarzen Röcken, trat vor der Tür nervös von einem Bein aufs andere, als ich bei der Klinik ankam. Züchter sind oft ein bisschen exzentrisch, aber Fenella war wirklich ein verrücktes Huhn.

»Es geht um Farrah«, rief sie. (Fenellas Lieblinge tragen alle Namen, die wie der ihrer Mummy mit F beginnen.) »Es ist ihr erster Wurf. Sie hat gegen vier Uhr heute Morgen zwei in meinem Bett bekommen, aber danach hat sich nichts mehr getan.«

In ihrem Bett. Reizend.

»Gut«, entgegnete ich. »Ich schließe auf, während Sie sie aus dem Auto holen.«

»Sie werden den Korb tragen müssen«, seufzte Fenella. »Mein Rücken bringt mich um.«

Die arme Farrah war selbst noch sehr jung, zu klein und unterernährt. Sie lag auf der Seite auf dem Tisch im Behandlungsraum und atmete schwer. »Schsch, Baby«, gurrte Fenella. »Mummy ist hier. Mummy lässt nicht zu, dass dir was passiert.«

Angesichts der Tatsache, dass Mummy die arme Katze fast vierzehn Stunden lang in der zweiten Phase der Geburt hatte liegen lassen, bevor sie es für nötig erachtet hatte, sie herzubringen, überwältigte mich diese Bemerkung nicht unbedingt. Ich schob einen behandschuhten, mit Gleitmittel eingeriebenen Finger in den Geburtskanal und stieß auf eine fest im Becken klemmende Nase. »Ich kann den Kopf des Kätzchens ertasten, aber er ist groß und ihr Becken ziemlich eng. Ich glaube nicht, dass es auf natürlichem Weg auf die Welt kommt.«

»Das weiß ich«, versetzte Fenella. Sie zog ein zusammengeknülltes Taschentuch aus ihrem Ausschnitt und schnäuzte sich geräuschvoll die Nase. »Nun machen Sie schon.«

Kaiserschnitte machen meistens Spaß, bei diesem war das allerdings nicht der Fall. Fenella bestand darauf, während des gesamten Eingriffs zugegen zu sein, und stellte jede meiner Maßnahmen in Frage.

»Warum hängen Sie sie an den Tropf? Nick legt meine Katzen nie an den Tropf.«

»Um sicherzugehen, dass ihr Blutdruck nicht abfällt. Und wenn ich ihr irgendetwas intravenös verabreichen muss, ist der Zugang schon gelegt.«

»Nun, ich zahle jedenfalls nichts extra, nur weil Sie Ihr Handwerk nicht verstehen. *Nick* muss meine Katzen nie an den Tropf hängen.« Der Grund dafür, dass Nick das nicht tat, war, dass sie in der Regel ihre Rechnungen in Monatsraten von fünf Dollar abstotterte und er nicht gern Geld ausgab, von dem er wusste, dass er es nie wiedersehen würde.

Fenella zupfte ihren Schlüpfer zurecht und fragte: »*Wissen* Sie eigentlich, was Sie da tun?«

Jetzt hätte ich antworten sollen: »Na ja, ich habe noch nie eine Operation durchgeführt, aber ich habe jede Menge Folgen von *Grey's Anatomy* gesehen und brenne darauf, es selbst einmal zu versuchen«, aber geistreiche Antworten fallen mir nur in der Abgeschlossenheit meines Schlafzimmers ein, wenn ich mir ausmale, wie das Gespräch verlaufen wäre, wenn ich mehr Mut aufgebracht hätte. »Ja«, erwiderte ich ernst, dabei zog ich eine Spritze mit Anästhesiemittel auf. »Ich habe schon viele Kaiserschnitte gemacht. Zuletzt habe ich in einer Kleintierpraxis in England gearbeitet.«

»Ich vergöttere meine Tiere«, schwärmte Fenella. »Die Kosten spielen da keine Rolle.« Bei säumigen Schuldnern spielen Kosten nie eine Rolle, weil sie ohnehin nicht die Absicht haben, ihre Rechnungen zu bezahlen.

Im Uterus befand sich nur noch ein Junges, das so fest im Beckeneingang steckte, dass ich Mühe hatte, es herauszuziehen. Ich gab es Fenella, die es liebevoll in ein Handtuch einwickelte und abrieb. Was zwar dem Kätzchen nicht half, denn es war eindeutig tot, dafür aber mir. So konnte ich den Uterus

und die Muskelschicht nähen, bevor sie wieder aufblickte, und musste daher nur Bemerkungen wie: »Sie sollten einen stärkeren Faden als diesen hier benutzen« und »Die Stiche liegen viel zu eng beieinander« über mich ergehen lassen, während ich die Haut zusammennähte.

Oh, sehen Sie nur«, entfuhr es John Somerville entzückt. »Eine Ringeltaube. Da fliegt sie.« Er drehte den Kopf zur Seite, um den Vogel zu beobachten, lockerte dabei aber den Griff um die Beinfessel, die er in der Hand hielt, und der Ochse am anderen Ende des Stricks versetzte mir einen Tritt ins Gesicht.

Es war ein kräftiger, gezielter Tritt, der mich rückwärts in den Schlamm schleuderte. Ein scharfer Schmerz schoss mir durch die Schneidezähne, und etwas Warmes rann über meine Wange – vermutlich Blut. Ich berührte die Stelle mit dem Finger. Es war Blut.

John wandte sich mit müder Überraschung zu mir um. »Alles in Ordnung, meine Liebe?«, erkundigte er sich.

»Das weiß ich noch nicht«, gab ich etwas kurz angebunden zurück, dabei untersuchte ich meine Zähne mit der Zungenspitze. Sie waren alle noch dort, wo sie hingehörten, und ich setzte mich auf. »Ich denke, wir sedieren ihn, John.«

Er rückte seufzend seinen verrutschten Hut zurecht. »Wenn's denn sein muss.«

Der Ochse versuchte erneut, mich zu treten, als ich mich an ihn heranschlich, um ihm die Spritze zu geben. Rinder verhalten sich normalerweise nicht so aggressiv. (Bei Pferden ist das anders; meiner Ansicht nach darf man ihnen nicht eine Sekunde lang trauen. Diese Erfahrung hatte ich schon

früh im Leben gemacht, als sich meine Eltern bei den Nachbarn ein kleines, bösertiges Shetlandpony für mich ausgeliehen hatten, das Kinder mit Vorliebe mit den Zähnen von seinem Rücken herunterzuziehen pflegte.) Ich verabreichte dem Ochsen eine ziemlich hohe Dosis Beruhigungsmittel, und endlich wurde er so schläfrig, dass ich sein Bein wieder hochbinden und den Draht entfernen konnte, der in seine Fessel schnitt.

»Können Sie ihm ein Antibiotikum mit Langzeitwirkung geben?« John wandte den Blick von einigen über den Nachmittags Himmel hinwegziehenden Schäfchenwolken ab. »Ich befürchte, noch einmal komme ich nicht an ihn heran.«

»Ja«, nickte ich. »Natürlich. Und einen Entzündungshemmer, und dann müssen wir ihn im Auge behalten und hoffen, dass die Blutversorgung des Fußes nicht zu stark beeinträchtigt worden ist. Ich rufe Sie in ein paar Tagen an und erkundige mich nach ihm.«

»Wie nett von Ihnen«, murmelte er. »Wirklich sehr nett.« Er hob meinen Medikamentenkasten auf, ohne den Deckel richtig zu schließen, und eine Flut von Spritzen, Nadeln und Penicillinfläschchen ergoss sich auf den Boden.



»Was ist denn diesmal passiert?«, fragte Thomas. Wenn man Thomas zum ersten Mal sieht, gewinnt man den Eindruck, er bestünde nur aus unreiner Haut und mehr Adamsapfel, als ein einzelner Mann braucht, aber er managt den Empfangsbereich des Veterinärmedizinizentrums Broadview (»... seit 1967 Ihr Ansprechpartner in Fragen von Tiergesundheit ...«) mit militärischer Effizienz.

»Ein Ochse hat mir einen Tritt verpasst.« Ich setzte mich

neben ihm auf den Schreibtisch. »Nicht schlecht, was?« In meinem rechten Auge war ein Blutgefäß geplatzt, und das Weiß des Augapfels leuchtete knallrot.

»Du siehst irgendwie gruselig aus.«

»Stell dir vor, das Vieh hätte beide Augen getroffen. Dann würden die Leute mich jetzt für einen Vampir halten.«

»Ich hab eines dieser Bücher gelesen«, erwiderte Thomas. »Es ist der farbige Teil der Augen, der sich rot verfärbt. Und sollen Vampire nicht angeblich wunderschön sein?«

»Willst du damit andeuten, dass ich das nicht bin?«

»Es würde vielleicht helfen, wenn du dir die Kuhscheiße vom Ohr wäschst.« Er zog das Arbeitsunfallbuch unter der Theke hervor und schob es mir hin.



In einer Großtierpraxis in Neuseeland ist Mitte Juli eine vergleichsweise ruhige Zeit, und um zwanzig vor fünf an diesem Nachmittag saßen vier der fünf Tierärzte in dem großen Büro im hinteren Teil des Gebäudes. Nick war eifrig damit beschäftigt, Berichte zu schreiben – er schien fast seine gesamte Zeit mit Papierkram zu verbringen, kam aber beklagenswert langsam damit voran. Anita hatte kleine Kinder und machte um drei Uhr Feierabend, aber Keri, Richard und ich futterten Süßigkeiten aus dem Laden gegenüber und lästerten über Joe Watkins, den größten Widerling von Farmer, den es auf dieser Welt gab.

Little Zoe, die Tierarzhelferin, stieß die Tür auf und stürmte mit vor Aufregung gerötetem Gesicht in den Raum. »Helen!«, quiekte sie. »*Mark Tipene* steht am Empfang und fragt nach dir! Der All Black!«

Ich stand auf, und Richard und Keri folgten meinem Bei-

spiel. »Ihr könnt nicht mitkommen!«, protestierte ich entsetzt.

»Warum nicht?«, wollte Keri wissen. »Ich muss mit Thomas sprechen.«

»Und ich möchte Mark Tipene sehen.« Richard war wenigstens ehrlich. »Vielleicht gibt er mir ein Autogramm auf meine Gummistiefel.«

»Moment«, sagte Keri, und dann spuckte die Frau doch tatsächlich auf ihr Taschentuch und rieb mir damit über die Wange.

Ich stieß ihre Hand weg. »Lass das!«

»Du kannst nicht mit Kuhfladen im Gesicht da rausgehen«, widersprach sie. »Okay. Kopf hoch, Schultern nach hinten. Und los.«

Mit hochrotem Kopf und einem kichernden Gefolge im Schlepptau ging ich nach vorne in die Praxis. Mark Tipene stand an der Empfangstheke und sah sich eine Notiz an, in der für junge Katzen ein neues Zuhause gesucht wurde. Er sah aus, als käme er gerade vom Set eines James-Bond-Films. Der Bluterguss um sein Auge war zu einem kränklichen Grün verblasst, das von roten Streifen durchzogen war, aber statt seine Attraktivität zu beeinträchtigen, ließ es ihn maskulin und ein wenig gefährlich erscheinen. Wir haben in der Klinik im Pausenraum ein Bild von Mark Tipene mit nacktem Oberkörper hängen, das an schlechten Tagen unsere Laune heben soll (die Jungs hatten zu diesem Zweck ein Foto von Rihanna dort hängen, auf dem sie außer ein paar Schnüren nichts am Leib trug), und es war kaum zu fassen, den Mann jetzt in Fleisch und Blut vor mir zu sehen.

»Hi.« Ich versuchte, entspannt zu wirken, und vergrub die Hände in den Taschen meines Overalls. Irgendwie bezweifelte ich, dass es mir gelang.

»Hi.« Er lächelte mir über die Theke hinweg zu. »Hübsches rotes Auge.«

»Danke.«

»Wie ist das passiert?«

»Ein Ochse hat mir ins Gesicht getreten.«

»Autsch. Was machst du nach der Arbeit?«

»Ähm ... nicht viel, denke ich«, erwiderte ich dümmlich.

»Du hast Bereitschaftsdienst«, kam es von Thomas neben mir, der vorgab, an einer Internetbestellung zu arbeiten, in Wahrheit aber gierig lauschte.

»Da hörst du es«, sagte ich. »Ich habe Bereitschaft.«

»Oh«, entgegnete er. »Ich hab gedacht, wir könnten vielleicht was trinken gehen.«

»Yeah, tut das.« Richard trat zu mir an die Theke. »Ich tausche den Dienst mit dir, damit ihr nicht gestört werdet.« Und dann grinste mich der elende Mistkerl direkt vor den Augen einer unserer nationalen Sportgrößen anzüglich an. Ich trat ihn vors Schienbein.

»Au!«, entfuhr es ihm. »Bist du sicher, dass du es dir nicht noch mal überlegen willst, Kumpel?«

Mark lächelte und schüttelte den Kopf. »Was meinst du dazu?«, fragte er mich.

»Äh ... okay. Ähm ... danke.« Eine wohlformulierte Zusage klang anders.

Richard klopfte mir ermutigend auf die Schulter. »Na also. Das war doch gar nicht so schlimm, oder?«

»Lass sie in Ruhe«, mahnte Keri. »Na los, Helen, es ist zehn vor fünf. Ich fahr den Computer für dich runter.«

»Ich ... ich zieh nur schnell meinen Overall aus«, murmelte ich und flüchtete ins Büro zurück.

»Was zum Teufel ist denn los?«, fragte mein Boss und sah von seinem Terminkalender auf.

»Ich geh mit *Mark Tipene* auf einen Drink aus.« Ich wand mich fieberhaft aus meinem Overall.

Nick nahm diese weltbewegende Neuigkeit unbeeindruckt zur Kenntnis. »An deiner Stelle würd ich mir das nicht zu Kopf steigen lassen«, riet er. »Hast du mit Rex einen Termin für die Leptospiroseimpfungen vereinbart?«

»Noch nicht. Ich hab angerufen, aber er war nicht zu Hause.«

»Dann mach das morgen, ja? Und es wär nicht schlecht, wenn du deinen Kragen ordentlich zurechtrücken würdest.«

Ich tat, was er sagte, holte vorsichtshalber ein paar Mal tief Luft und ging wieder hinaus.

»Tschüs, Kinder«, sagte Thomas. »Viel Spaß.«

»Genau«, stimmte Richard zu. Und als Mark und ich an der Tür angekommen waren, was er für einen ausreichenden Sicherheitsabstand hielt, rief er mir nach: »Geh sanft mit ihm um, Helen!«



Wir traten schweigend durch die automatische Tür ins Freie und gingen die Straße hoch. »Tut mir leid wegen dieser Idioten«, entschuldigte ich mich endlich. Meine Freundin Alison verspürt nie diesen unwiderstehlichen Drang, unbehagliche Gesprächspausen auszufüllen. Sie lächelt nur und wirkt somit gelassen und ein wenig rätselhaft. Ich bewundere diese Kunst, bin aber nicht imstande, sie selbst auszuüben.

»Schon gut. Sie scheinen nett zu sein.«

»Das sind sie auch«, bestätigte ich, und dann trat die nächste unbehagliche Pause ein, während ich verzweifelt nach einer lässigen, geistreichen Bemerkung suchte, die ich anbringen könnte. Leider fiel mir nichts anderes ein als: »Wir haben

im Pausenraum ein Bild von dir mit nacktem Oberkörper hängen.«

»Aha«, erwiderte Mark verduzt.

Ich schloss gequält die Augen. »Tut mir leid.«

Er lachte. »Helen. Lass gut sein.«

Ich schlug die Augen wieder auf, bevor ich gegen eine Mauer prallte, was den Eindruck vollkommener Schwachsinnigkeit, den ich mit so liebevoller Sorgfalt aufgebaut hatte, endgültig gefestigt hätte. »Ja. Du hast recht. Mach ich.«

Wenn man in Broadview was trinken gehen will, sind die Auswahlmöglichkeiten ziemlich begrenzt. Es gibt die Cafeteria der Veteranenvereinigung, wo das Durchschnittsalter der Gäste irgendwo über achtzig liegt und man dienstags um fünf Uhr nachmittags Lammbraten (womit in Wahrheit ein altes Schaf gemeint ist) und gemischtes gekochtes Gemüse für 12,95 Dollar bekommen kann, oder das Broadview Hotel, wo die ernsthaften Trinker herumhängen und wo vor über zwanzig Jahren ein Mann seine untreue Frau aus nächster Nähe mit einer Schrotflinte erschossen hat. Sam behauptet, dass man auf dem Teppich vor der Bar immer noch den Blutfleck sehen kann, aber wenn es um eine gute Geschichte geht, nimmt es mein Cousin mit der Wahrheit nicht so genau. Wenn man dort ein Glas Chardonnay bestellt, würde wahrscheinlich niemand laut sagen: »Verpiss dich, du Tunte«, aber denken würden es alle.

Also blieb nur das Stockman's Arms ein Stück weiter die Straße hinunter. Mark öffnete die Tür und folgte mir aus der frischen Juliabenddämmerung in den Schankraum hinein. Dabei musste er sich bücken, um nicht gegen die rostigen Eggen zu stoßen, die künstlerisch um den Türrahmen herum drapiert waren. Es war noch nicht ganz fünf Uhr, und der Laden war fast leer.

»Was möchtest du trinken?«, fragte er.

»Äh«, machte ich. Vermutlich dachte er allmählich, dass ich nicht in der Lage war, einen Satz mit etwas anderem zu beginnen. »Ginger Ale, bitte.« Ich machte mich auch ohne Alkohol schon genug zum Narren.

»Setz dich schon mal, während ich die Drinks hole«, schlug er vor.

Ich sank auf einen Stuhl an einem Ecktisch und atmete tief durch, wie es uns der rattengesichtige kleine Mann immer riet, der im Gemeindezentrum von Broadview Yogakurse für Anfänger gab. *Es ist besser, zu schweigen und für einen Narren gehalten zu werden, als den Mund zu öffnen und jegliche Zweifel daran, dass man einer ist, auszuräumen. Es ist besser ...* In den Yogakursen drängte man uns, »Ich bin ein klares, mit reinem weißem Licht gefülltes Gefäß« als unser Mantra zu benutzen, aber ich passte mich stets der Situation an.

Mark zog sich den Stuhl mir gegenüber heran, setzte sich und reichte mir eine Flasche Ginger Ale. »Tut dein Auge sehr weh?«

Ich hob eine Hand und betastete meinen schmerzenden Wangenknochen. »Nicht allzu sehr. Es sieht schlimmer aus, als es ist. Und deins?«

»Es geht.«

»Das ist gut.« Ich trank vorsichtig einen Schluck Ginger Ale und stellte die Flasche ab, was vier Sekunden überbrückte.

Er ordnete drei Bierdeckel in einer schönen, ordentlichen Reihe an und ließ sechs weitere folgen.

Ich betrachtete die Fingernägel meiner rechten Hand, die förmlich danach schrien, ein paar Minuten lang mit einer Nagelbürste bearbeitet zu werden. »Du bist an der Reihe, etwas zu sagen«, forderte ich ihn auf. Theoretisch mochte es besser sein zu schweigen, aber ich konnte die nervliche Anspannung einfach nicht ertragen.

»Ich warte verzweifelt darauf, dass mir etwas einfällt, was sich zu sagen lohnt.«

»Und? Funktioniert das?«

»Eher nicht. Also ... wie hast du es geschafft, dich ins Gesicht treten zu lassen?«

»Ich hab versucht, ein Stück Draht vom Bein eines Ochsen zu wickeln.«

»Hast du denn das Bein nicht erst festgebunden?«

»Doch, aber der Mann, der das Seil gehalten hat, hat sich von einer vorbeifliegenden Ringeltaube ablenken lassen und es losgelassen.«

»So ein Volltrottel«, bemerkte er.

»John ist einer meiner Lieblingsfarmer. Wenn man bei ihm aufkreuzt, trifft man ihn normalerweise dabei an, wie er Würmer aus einer Pfütze rettet, aber die Kühe stehen noch irgendwo draußen auf der Weide. Und er hat ein zahmes Huhn namens Esmeralda.«

»Als ich fünf war, hatte ich auch ein zahmes Huhn«, verkündete Mark.

»Wie hieß es denn?«

»Chicky.«

»Guter Name.«

»Ich weiß. Wirklich originell.« Er lächelte mich über den Tisch hinweg an.

»Demnach warst du ein Landkind?«

»Yeah. Meine Eltern hatten bei Stratford eine Schaffarm.«

»Hatten?«

»Dad ist immer noch dort. Mum lebt jetzt in Cairne. Wo bist du aufgewachsen?«

»Ungefähr zwei Straßen weiter.« Ich zeigte mit der Ginger-Ale-Flasche in die entsprechende Richtung. »Mein Dad ist Zahnarzt hier in der Stadt.«

Von unserem wechselseitigen Redeschwall erschöpft, verfielen wir in Schweigen und nippten zur Vorbereitung auf die nächste Runde dankbar an unseren Getränken. Ich hab gehört, manche Leute finden tatsächlich Spaß an einer solchen, als oberflächliche Unterhaltung getarnten Abschätzung ihres Gegenübers, aber ich glaube, da ginge ich noch lieber zu einem Ukulelenkonzert von Vorschulkindern. Oder zu einer Sitzung beim Intimfrisör. Oder ...

Meine Liste der unerfreulichsten Zeitvertreibe wurde jäh vom Poltern der Schwingtüren unterbrochen. Fenella Martin, hinter der eine riesige Wolke aus schwarzem, zerknittertem Samt herwehte, rauschte ins Pub. Sie hatte einen Mann bei sich, der aber größtenteils von den bauschigen Stofffalten verdeckt wurde. Fenella steuerte, in eine schale Parfümwolke gehüllt, geradewegs auf unseren Tisch zu. »In der Klinik haben sie mir gesagt, dass ich Sie hier finde.«

Diese Verräter. »Wie geht es Farrah?«, erkundigte ich mich.

»Sie hat Durchfall«, erwiderte Fenella. Sie trug eine bemerkenswert scheußliche magentarote Häkelweste, die zu der magentaronen Plastikrose passte, die sich verschämt hinter ihr rechtes Ohr schmiegte.

»Oje«, sagte ich. »Frisst sie noch?«

Sie gab keine Antwort, sondern bückte sich und hob einen gleichfalls magentaronen Häkelbeutel auf – nett, eine Frau zu treffen, die ihre Accessoires mit so viel Liebe zum Detail aufeinander abstimmt. Sie wühlte in dem Beutel herum und förderte ein Erdnussbutterglas zutage, dessen Boden mit einer braunen Substanz bedeckt war. »Sehen Sie sich das an.« Sie schüttelte das Glas, woraufhin der Inhalt an den Seiten hochschwappte. »Das ist von heute Morgen – und hier ist noch das von gestern ...« Wieder kramte sie in dem Beutel herum. »Ein bisschen flüssig, aber nicht annähernd so schlimm.« Sie stellte

beide Proben vor mich auf den Tisch, damit ich sie nach Herzenslust betrachten konnte.

»Es könnte an den Antibiotika liegen«, meinte ich. »Frisst sie noch?«

»Ja«, gab Fenella verdrossen zu.

»Dann müssen Sie sich vermutlich keine Sorgen machen. Oder wollen Sie sie morgen vorbeibringen und durchchecken lassen?«

»Dann muss ich sie dalassen«, sagte Fenella. »Ich bin morgen den ganzen Tag in Auckland.«

»In Ordnung. Sie kann so lange bei uns bleiben.« Ich schob die beiden Gläser in Richtung des Tischrands.

»Behalten Sie sie ruhig«, schlug Fenella mit anrührender Großzügigkeit vor.

Fand er das lustig?«, fragte Alison, als ich ihr während unseres Mittagsspaziergangs von diesem Debakel berichtete.

»Ich glaube schon, aber leider haben sie sich an den Nachbarisch gesetzt, also konnten wir nicht laut lachen. Und dann haben sie Mark erkannt und sich umgedreht, um sich mit ihm zu unterhalten. Und *dann* kam die gesamte Buchhaltungsabteilung von Undershott's herein, und er musste für ungefähr siebzehn Fotos posieren. Laufen wir heute den Birch Crescent hoch?«

»Auf jeden Fall – jetzt, wo du bald zu den FUFs gehörst, musst du besonders auf deine Figur achten.« Sie bog entschlossen in Broadviews steilste Straße ein. Ihr hinten aus der Baseballkappe herauslugender Pferdeschwanz wippte auf und ab.

»Zu den was?« Ich schnaufte hinter ihr her, als sie gazelengleich den Hügel hochtrabte.

»Den FUFs. Du weißt schon – Frauen und Freundinnen. Sie verbringen ihre gesamte Zeit mit Shoppen und Fitnessübungen. Wollte er deine Telefonnummer haben?«

»Nein«, bekannte ich und fügte in dem Versuch, wie ein Mädchen zu wirken, das nichts weniger interessieren könnte als die Frage, ob der attraktive und charmante All Black anruft oder nicht, fröhlich hinzu: »Ich schätze, ich kann *seine* Nummer jederzeit von Hamish bekommen. Und dann gehen wir alle vier zusammen aus – ein Doppeldate sozusagen.«

Alison erschauerte. »Wenn dieser Idiot mich noch einmal Oberschwester nennt, dann ... ach, ich weiß noch nicht, was ich dann mache, aber gefallen wird es ihm nicht.«

»Was stört dich denn daran, dass er dich Oberschwester nennt? Du bist schließlich eine.« Allerdings gab es im Gesundheitszentrum von Broadview nur zwei Krankenschwestern, und die andere hätte schon vor zehn Jahren in Rente gehen sollen, daher war dieser Titel nicht so beeindruckend, wie er klang.

»Wie nennt man eine Krankenschwester mit Frack und Fliege?«

»Hä?«, machte ich angesichts dieser aus der Luft gegriffenen Frage verwirrt.

»Oberschwester«, erklärte Alison geduldig.

»Oh-h. Witzig.«

»Die ersten fünf Male vielleicht.«

Mein Handy begann in der Tasche meiner Jogginghose zu klingeln, und ich fischte es heraus. »Das wird Thomas mit einer kalbenden Kuh sein«, sagte ich, ohne mir die Mühe zu machen, aufs Display zu blicken. »Hey, was gibt's?«

»Helen? Hi, Mark hier.«

»Oh! Hi.«

Alison sah mich fragend an.

»Tut mir leid, dass ich in deiner Mittagspause anrufe – die Tierklinik hat mir deine Handynummer gegeben.«

»Das geht schon in Ordnung.«

»Wahrscheinlich verstößt das gegen den Datenschutz oder so.«

»Thomas gibt allen möglichen windigen Typen meine Nummer.« Ich dachte über diesen kleinen Satz erst nach, als er schon heraus war. »Ich ... ich meine ... das soll nicht heißen, dass *du* ...«

Alison verdrehte die Augen, und ich kehrte ihr den Rücken zu.

Netterweise lachte er. »Du hast heute Abend nicht zufällig Zeit, um mit mir essen zu gehen?«

»Ich kann nicht«, sagte ich. »Ich habe Bereitschaftsdienst.«

Alison rang in gespielter Verzweiflung die Hände und schlug sich ratlos gegen die Stirn. Ein älterer Mann, der seinen Gemüsegarten umgrub, lehnte seine Hacke an den Zaun und kam besorgt auf sie zu.

»Ach so«, sagte Mark. »Dann vielleicht ein andermal.«

»Alles in Ordnung, meine Liebe?«, rief der ältere Gärtner.

»Mir fehlt nichts«, versicherte Alison ihm hastig und benahm sich wieder normal. »Überhaupt nichts.«

»Äh«, stammelte ich, »hör zu ... hast du Lust, zum Abendessen zu mir zu kommen? Es kann allerdings sein, dass ich mittendrin zu einer kalbenden Kuh gerufen werde.«

»Gute Idee. Ich bringe Fish and Chips mit.«



»Im Zwinger wartet ein Hund auf dich«, teilte mir Thomas mit, als ich in die Klinik zurückkam.

»Was hat er denn?«

»Du bist die Tierärztin.«

»Und du bist ja so zuvorkommend und hilfsbereit.«

Thomas musterte mich mit hochgezogenen Brauen. Er hatte sich ganz offensichtlich einen Pickel auf seiner Nase ausgedrückt, was ihn nicht attraktiver machte. »Und Max Tarrant hat angerufen, er will die Blutwerte wissen.«

»Ich glaube nicht, dass sie schon da sind, aber ich sehe nach.«

»Hey, Helen, schau dir das mal an«, befahl er, und ich begab mich gehorsam hinter die Theke, um einen Blick auf sei-

nen Computerbildschirm zu werfen. Mit Google hatte er eine lange Liste von Websites aufgerufen. Mark Tipene Wikipedia. Mark Tipene All Blacks. Mark Tipene Bilder. Mark Tipene Fanartikel. Mark Tipenes offizielle Facebookseite. Mark Tipene YouTube-Clips ...

»Hier.« Er bewegte die Maus und vergrößerte das Foto eines schlammverschmierten, olivhäutigen Gottes mit nacktem Oberkörper, dessen Brustmuskeln sich unter der Haut abzeichneten. Er hielt einen Rugbyball in seiner großen Hand, und auf dem Gesicht lag ein Ausdruck grimmiger Entschlossenheit. Sehr anziehend, wenn man auf große, dunkle, muskelbepackte Männer stand. Bei mir war das bislang nicht der Fall gewesen – ich bevorzugte blonde, schlanke Surftypen. Aber trotzdem, sehr anziehend. »Hat er dich erreicht?«

»Mm.«

»Und?«

»Und was?«

»Was hat er gesagt?«

»Geht dich nichts an.«

»Weißt du«, erwiderte Thomas bedächtig, »ich kann dich jederzeit zum Impfen von Hohepas Herde eintragen. Zur Melkzeit. *Morgenmelkzeit*. Saugnäpfe ansetzen um vier.«

»Das ist Erpressung!«, protestierte ich. Michael Hohepa molk vierzehnhundert Kühe und war notorisch mürrisch.

Thomas zuckte nur die Achseln.

»Tu, was du nicht lassen kannst. Wenn ich mich jetzt von dir erpressen lasse, begeben mich an den Rand eines sehr glitschigen Abgrunds.« Mit diesen Worten streckte ich die Nase in die Luft, drückte die Schultern nach hinten und stolzierte auf den Behandlungsraum zu. Leider stolperte ich dabei über das Kabel von Thomas' Heizlüfter, was die Wirkung etwas verdarb.

Thomas kicherte, als er sich wieder seinem Computer zuwandte. »Willst du dir das noch ansehen?«, fragte er fast ehrfurchtsvoll, und ehe ich mich's versah, fand ich mich erneut vor dem Bildschirm wieder. »Hier haben wir ein paar von seinen Freundinnen. Das Unterwäschemodel Nicole Rakovic – das ist vom dreizehnten April dieses Jahres. Und davor Tamara Healy ... Sie spielt Basketball, oder?«

»Sie ist Kapitän bei den Silver Ferns«, erwiderte ich.

»Genau die. Scheiße, die würde man nicht von der Bettkante stoßen, was? Beine bis zu den Achselhöhlen. Und dann die Blonde, die den Wetterbericht moderiert ...«

Ich drehte mich um und ergriff die Flucht, dabei fragte ich mich, warum um alles in der Welt der Mann ausgerechnet mich wiedersehen wollte.



Ich kam erst um Viertel vor sieben nach Hause, weil ich kurz vor Toresschluss von einer niesenden Ratte und um halb sechs dann von einer Färsen mit Gebärmuttervorfall aufgehalten worden war. Es war dunkel und das Haus eiskalt. Murray, mein rotgetigter Kater, empfing mich an der Küchentür und strich mir um die Knöchel.

Der Kater und ich lebten in einem winzigen Cottage, zehn Kilometer westlich von Broadview. Nur wir beide; nachdem ich mir sechs Monate lang eine Wohnung mit zwei Schlafzimmern in der Stadtmitte von London mit drei anderen Leuten geteilt hatte, war ich – nach Einsamkeit dürstend – heimgekehrt.

Das gesamte Häuschen war mit einem orangefarbenen Nylont Teppichboden ausgelegt, der sich fürchterlich mit allen anderen Einrichtungsgegenständen biss. Eine riesige, hässliche Konifere hielt den größten Teil der Nachmittagssonne ab, die

Fenster klirrten, wenn ein Milchtankwagen vorbeifuhr, und mein Vermieter hatte den Zufahrtsweg (der zugleich meine Auffahrt war) erst planieren lassen, als die Molkerei gedroht hatte, seine Milch nicht mehr abzuholen. Aber das waren angesichts der Vorteile unbedeutende Schönheitsfehler. Wenn ich Lebensmittel kaufte, blieben sie im Kühlschrank, bis ich sie essen wollte, und niemand kam in den frühen Morgenstunden betrunken nach Hause und spielte auf der anderen Seite der Schlafzimmerwand mit einer Million Dezibel Hausmusik.

Ich schaltete in der Küche das Licht an und stellte fest, dass Kater Murray, während ich bei der Arbeit gewesen war, einen Spatz erlegt und gründlich gerupft hatte. Es war kaum zu glauben, dass so viele Federn auf einem so kleinen Vogel Platz gehabt hatten. Ich hob den winzigen, schlaffen Leichnam auf und schleuderte ihn quer über den dunklen Rasen, dann holte ich den Staubsauger. Murray maunzte empört.

»Ruhe«, befahl ich. »Du hättest den Spatz fressen sollen.«

Der Staubsaugerbeutel war voll und platzte, als ich ihn aus dem Gerät nahm. Das wunderte mich nicht sonderlich, da ich jedes Mal, wenn der Staubsauger in den letzten fünf Monaten aufgehört hatte, Luft anzusaugen, den Beutel mit Hilfe einer Gabel über der Mülltonne ausgeleert und mich dabei ermahnt hatte, nun wirklich Staubsaugerbeutel auf meine Einkaufsliste zu setzen.

Zehn Minuten harter Arbeit mit Handfeger und Kehrblech hoben weder meine noch Kater Murrays Stimmung. Endlich fütterte ich ihn, erwog, den Ofen anzuheizen, und beschloss, dass Duschen wichtiger war.

Ich ließ die Außentür offen, schrieb »*Komm rein. Bin duschen. Bier steht im Kühlschrank*« auf die Rückseite der Stromrechnung vom letzten Monat, ließ sie auf dem Rand des Küchentischs liegen und ging dann den Flur hinunter.

Nachdem ich geduscht, mich angezogen und mir flüchtig die Haare gebürstet hatte, wischte ich den Badezimmer Spiegel mit der Ecke eines Handtuchs ab und musterte mein Spiegelbild kritisch.

Das rote Auge war zweifellos ein Nachteil – zu schade, denn meine Augen sind normalerweise mein größter Vorzug: kaffeebraun und mit langen, dunklen Wimpern.

Meine Haare sahen besser aus: lang, dunkel und dank Lotionen im Wert von sechsunddreißig Dollar vom Friseur sogar fast glänzend. Ich zog eine Strähne davon über das rote Auge, befand, dass das einfach nur lächerlich aussah, und strich sie mir wieder hinters Ohr.

Runde, rosige Wangen – bei einer Sechsjährigen niedlich, bei einer Sechszwanzigjährigen längst nicht mehr so sehr. Dasselbe galt für die Sommersprossen auf der Nase. Mein Teint ist ansonsten in Ordnung – die allgemeine Meinung der Familie dazu lautet: Helen hat schöne Haut. Ich habe allerdings immer vermutet, dass die allgemeine Meinung meiner Familie nur deshalb so lautet, weil ich als Teenager ziemlich übergewichtig war und meine Tanten mir Mut machen wollten. Ich schnitt meinem Spiegelbild eine Grimasse und ging in die Küche zurück, um dort zu meiner Überraschung nicht einen, sondern zwei Männer vorzufinden.

»Hey, Cousinchen«, begrüßte mich Sam. »O Mann, was hast du denn mit deinem Gesicht angestellt?«

»Es einem Ochsen hingehalten, damit er zutreten kann«, erwiderte ich. »Hi, Mark.«

Mark lehnte am Tisch. Er trug verwaschene Jeans und ein blaues Adidas-Sweatshirt und wirkte viel zu groß und dunkel und attraktiv, als dass man ihm auch nur einen Steinwurf weit trauen durfte. »Hi«, entgegnete er.

»Kennt ihr zwei euch schon?«, fragte ich.

»Ja, wir haben uns Samstagabend kennengelernt, als du dich davongeschlichen hast, um mit einer Katze zu spielen.« Sam schüttelte sich. »Helen, hier drin ist es kalt wie in einem Eisschrank.«

»Ich weiß. Ich mache gleich Feuer – ich bin spät nach Hause gekommen.«

Er nahm ein paar Zeitungen aus der Kiste neben dem altmodischen Kanonenofen. »Ich mach das schon«, bot er an. »Du schrubbst dir lieber mal die Ellbogen.«

Ich betrachtete die Rückseiten meiner Unterarme. »Mist.«

»Unsere Helen, wie sie leibt und lebt«, spöttelte Sam. »Wäscht sich einmal im Monat, egal ob es nötig ist oder nicht.«

»Bist du eigentlich aus einem bestimmten Grund hier?«, erkundigte ich mich, während ich ein Geschirrtuch unter den Wasserhahn hielt und an den grünen Streifen an meinen Armen herumrubbelte. Mark Tipene dürfte zu keiner Zeit den Eindruck gewonnen haben, dass ich ein Ausbund an Witz und souveräner Gelassenheit war, aber es war eine Schande, sich so mühelos als komplette Idiotin zu präsentieren. Die meisten Leute schafften es wenigstens, sich ordentlich zu waschen, wenn sie sich unter die Dusche stellten.

»Bin nur zufällig vorbeigekommen.« Sam lächelte sonnig. »Ist das da draußen ein Audi R8?«

»Genau«, bestätigte Mark.

»Tolles Geschoss.« Sam stieß einen langen, sehnsüchtigen Seufzer aus.

Mark lächelte. »Ich weiß. Ich hänge sehr an ihm.«

»Wo sind die Streichhölzer?«, fragte Sam, als er begann, Zeitungsseiten zusammenzuknüllen.

»Dort drüben in der Holzkiste.« Auf dem Tisch lag ein in Zeitungspapier gewickeltes, köstlich duftendes Päckchen neben einer Flasche Rotwein. »Danke, Mark, das riecht phantastisch.«

»Es wäre vielleicht nicht schlecht, es noch mal aufzuwärmen«, meinte er. »Hast du wieder mit einem Ochsen gekämpft?«

Ich schüttelte den Kopf. »Nur die Gebärmutter einer Kuh in die Kuh zurückgestopft. Ging zur Abwechslung schnell und leicht.«

»Und was hatte die Gebärmutter außerhalb der Kuh zu suchen?«

»Wenn Kühe das Kalb herauspressen, hören sie manchmal nach der Geburt mit dem Pressen nicht auf, und dann kommt der Uterus mit heraus, also musst du ihn wieder auf die richtige Seite drehen und zurückschieben.«

»Das klingt kompliziert.«

»Ist es aber nicht.« Ich streifte eine Socke ab, um es ihm vorzuführen. »Stell dir vor, die Socke ist eine Gebärmutter, mit einem Kalb darin.« Ich schob eine Hand in die Socke und wackelte mit den Fingern. »Hier, das ist das Kalb. Dann wird es geboren ...«, ich zog die Hand zurück, »... und wenn du Pech hast, kratzt es dabei an der Innenseite des Uterus, und die Kuh presst weiter. Also kommt der Uterus mit raus und stülpt sich dabei um. Deswegen gibst du der Kuh ein Betäubungsmittel, damit sie aufhört zu pressen, und stopfst alles wieder hinein.«

»Was hält die Kuh davon ab, alles gleich wieder herauszupressen?«, fragte er.

»Medikamente«, erklärte ich. »Oxytocin bewirkt, dass sich die Gebärmutter zusammenzieht ...«, ich knüllte die Socke in der Hand zusammen, um zu veranschaulichen, was ich meinte, »... so, dass sie nicht wieder herauskommen kann.«

»Vielen Dank für diesen faszinierenden Vortrag über Geburtsmedizin, Dr. McNeil«, stöhnte Sam.

»Mir hat er gefallen«, bemerkte Mark milde. »Er war sehr informativ.«

»Danke. Da hast du es, Sammy«, frohlockte ich.

Sam versuchte, ein höhnisches Grinsen aufzusetzen. Es gelang ihm nicht recht. »Mark ist bloß höflich. Das gehört zum Job, wenn man eine Sportgröße und ein Idol für die Jugend ist.« Er schloss die Ofentür, richtete sich auf und wischte die Hände an den Oberschenkeln ab. »So. Ich schätze, du hast jetzt alles unter Kontrolle?«

»Das bezweifle ich«, sagte ich. »Danke, dass du Feuer gemacht hast.«

»Keine Ursache.« Er sah Mark an. »Nächste Woche geht es nach Südafrika?«

»Ja. Das ist in dieser Phase der Plan.«

»Dem Himmel sei Dank dafür. Die Gasse von der Seitenlinie sieht ohne dich ziemlich kläglich aus. Okay, Leute, macht euch einen schönen Abend.« Sam ging durch die Küchentür hinaus, und wir hörten ihn pfeifen, als er die Stufen zur Veranda hinuntersprang.

»Netter Kerl«, stellte Mark fest.

»Stimmt. Er ist mein Lieblingscousin.« Ich öffnete den Ofen und nahm das Backblech heraus.

»Du hast hier in der Gegend ziemlich viele Verwandte, nicht wahr?«

»Sie sind überall«, erwiderte ich. »Der gesamte District ist von ihnen überschwemmt. Im hiesigen Telefonbuch sind zwölf McNeil-Familien aufgeführt, glaube ich – und beim Weihnachtslunch kommen achtunddreißig von uns zusammen.«

»Du lieber Himmel!«

»Ich weiß. Manchmal denke ich, ich war wahnsinnig, wieder nach Hause zu kommen.«

»Wo warst du vorher?«

»In London.«

»Und warum bist du zurückgekommen?«, fragte er.

»Ich war zwei Jahre weg, und in London war es im Dezember um vier Uhr nachmittags schon dunkel. Außerdem gefiel mir mein Vertretungsjob nicht sonderlich. Ich wollte immer als Großtierärztin arbeiten und konnte keine unter Verstopfung leidenden Rennmäuse mehr sehen. Und als Nick – mein Boss hier in der Klinik – mich anrief und mir einen Job anbot, wo ich viel mit Kühen zu tun haben würde, hab ich gekündigt und den nächsten Flieger nach Hause genommen.«

»Ich hab nie einen richtigen Schulabschluss gemacht«, sagte Mark. »Das hat mich immer ein bisschen belastet.«

»Aber du hast doch bestimmt eine ganze Reihe anderer toller Sachen erlebt.« Ich verteilte Fish and Chips auf dem Blech und stibitzte einen Chip, um mich zu vergewissern, dass er ausreichend gesalzen war.

Er nahm sich eine Handvoll. »Mein halbes Leben hab ich in Fitnessräumen verbracht, bin kreuz und quer durch die Welt gereist, ohne Zeit zu haben, etwas davon zu sehen, hab endlose Pressekonferenzen, Verhandlungen mit Sponsoren über mich ergehen lassen ...«

»Macht das denn keinen Spaß?«, fragte ich verwirrt. Die Hälfte aller kleinen Jungen hier in der Gegend träumten davon, einmal ein All Black zu werden.

»Doch, natürlich. Ich kann es immer noch kaum fassen, dass sie mich fürs Rugbyspielen bezahlen. Aber die ganze Publi-city geht mir manchmal auf die Nerven.«

»Das glaube ich dir gern«, bestätigte ich voller Mitgefühl. »Läuft das immer so wie gestern Abend, wenn du ausgehst?«

Er verspeiste nachdenklich ein Kartoffelstäbchen. »Na ja,

bislang hat mir zumindest noch niemand Gläschen mit Katzenkacke auf den Tisch gestellt.«

»Ja, das gestern mit Fenella war der absolute Hit.«

»Ich war ein bisschen enttäuscht, dass du das Zeug nicht sofort zwecks weiterer Tests ins Labor gebracht hast«, sagte er. Ich hatte beide Proben in die Abfalltonne an der nächsten Ecke vor dem Pub geworfen, nachdem ich mich davon überzeugt hatte, dass Fenella mich von drinnen nicht sehen konnte.

»Weißt du, was ich hätte tun sollen? Ich hätte die Deckel von den Gläsern abschrauben und die dann in Richards Transporter verstecken sollen. Ich wünschte, ich hätte rechtzeitig daran gedacht.«

»Wer ist Richard?«

»Der lange, hagere Tierarzt mit dem idiotischen Ziegenbärtchen.« Ich öffnete die Kühltür und spähte hinein. »Was möchtest du trinken? Ich hab Bier, wenn du nichts gegen Waikato hast, oder diesen edel aussehenden Wein, den du mitgebracht hast. Oder Milch.«

»Bier, bitte. Ich glaube nicht, dass Milch einen guten Eindruck machen würde.«

»Deswegen würde ich mir keine Sorgen machen«, beruhigte ich ihn. »Du könntest auch einen Feencocktail trinken und noch immer einen besseren Eindruck machen als ich mit meinem Katzendreck.«

»Was ist ein Feencocktail?«

»Heißes Wasser mit Milch und Zucker. Wie eine Tasse Tee ohne Tee.«

»Klingt ekelhaft.«

»Ist es auch«, sagte ich. »Aber meine kleine Schwester mag es.«

»Wie alt ist sie?«

»Fünf. Wenn man fünf ist, sind Feencocktails annehmbar.«

»Das ist ein ziemlich großer Altersunterschied«, stellte er fest.

»Yeah. Mein Dad hat wieder geheiratet, und er und meine Stiefmutter haben zwei Mädchen. Sie sind großartig.«

»Hast du sonst noch Brüder und Schwestern?«

»Nein. Du?«

»Einen großen Bruder.«

»Ich hab mir immer einen großen Bruder gewünscht.«

»Ich bin nicht sicher, ob du meinen haben wolltest.«

»Warum nicht?«, fragte ich.

Er verzog das Gesicht. »Rob hasst so gut wie alle Menschen.«

»Dich eingeschlossen?«

»Mich ganz besonders.«

»Oh«, machte ich. »Na ja, vermutlich ist es etwas deprimierend, einen weltberühmten kleinen Bruder zu haben.«

»So berühmt bin ich nicht«, widersprach er.

»O doch. Thomas hat dich heute Nachmittag gegoogelt – das ist der am Empfang mit dem überdimensionalen Adamsapfel.«

Mark wirkte gequält. »Habt ihr Leute nichts Besseres zu tun?«

»Tja, zu dieser Jahreszeit ist es ziemlich ruhig«, erklärte ich. »Das Kalben fängt gerade erst an, und mit den Leptospiroseimpfungen der Herden sind wir fast durch.« In diesem Moment begann mein Handy, das auf dem Küchenfensterbrett lag, zu klingeln. Ich griff danach und warf einen Blick aufs Display – es war Pauline, die Nachttelefonistin, was ich nach zwei bereits eingegangenen Notrufen etwas unfair fand. Aber vielleicht ging es nur um eine rasche telefonische Anfrage. »Hi«, meldete ich mich.

»Du klingst ausgesprochen fröhlich«, stellte Pauline fest.